

Zeitschrift: Wohnen

Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger

Band: 75 (2000)

Heft: 12

Artikel: Friede den Palästen

Autor: Lopez, Robert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-106938>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Friede den Palästen

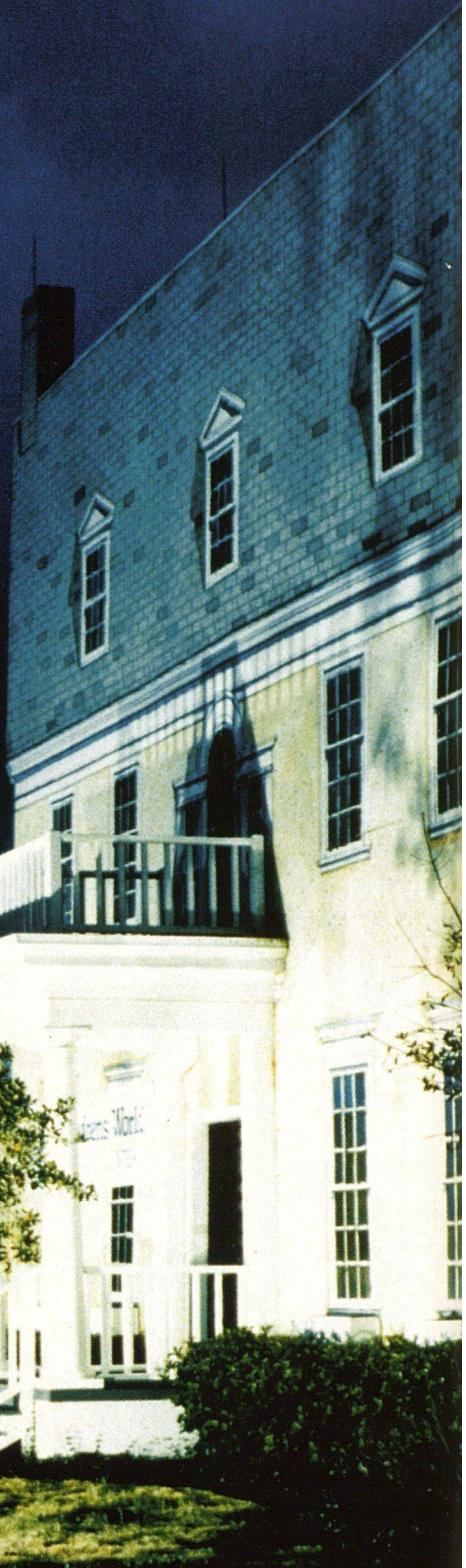
In den USA, der ältesten modernen Demokratie, setzt sich der obere Mittelstand immer stärker ab. Familien mit höheren Einkommen lassen sich im Umfeld der grossen Citys in hermetisch von der Umwelt abriegelten Wehrdörfern nieder. Man nennt sie «gated communities» oder «Common-interest Developments.» Statt eines Gesellschaftsvertrages unterschreiben diese AmerikanerInnen lieber kommerzielle Deals, die ihnen die gewünschten Lebensbedingungen garantieren. Staatsbürgertliches Engagement – etwa für eine Verbesserung des Quartiers – wird obsolet. In diesen Privatgemeinden existiert kein öffentlicher Raum mehr.

In der jungen Demokratie Südafrika boomt der Verkauf von Grundstücken in solchen Zitadellen-Städten ebenso. In der Kap-Provinz plant gegenwärtig der Spekulant George Hazeldon ein voll integriertes Stadtfort mit Kindergarten, Klinik und Krematorium. Wieso eigentlich noch Steuern zahlen, fragen sich da die Reichen.

Text: Robert Lopez*

Fotos: Robert Huber/Lookat

Foto Titelseite: Robert Huber/Lookat



«Celebration», eine Siedlung für Reiche, in Osceola County, Florida

Fast 50 Millionen Amerikaner, hauptsächlich weisser Hautfarbe und konservativer Gesinnung, leben bereits in solchen geschlossenen Wohnwelten, in denen drakonische Vorschriften herrschen: Die Strassen sind privat, die Schulen sind privat, die Polizei ist privat, die Kanalisation ist auch privat.

In Waterford Crest, unweit von Los Angeles, schwärmen die Einwohner von ihrem Blick auf die Berge, den niemand ihnen wird verbauen können, und von ihren vorbildlich gepflegten Golfplätzen. Ihre grosszügig angelegten Häuser mit Swimming-Pool und einer Garage, in die bequem drei Autos passen, verkörpern den Traum fast jeden Amerikaners. Was die Einwohner aber vor allem schätzen, sind die Wächter und die Schranken an den Zufahrtsstrassen, die sie vor der Aussenwelt schützen.

Denn ein Fremder wird es kaum wagen, die Alleen dieser kleinen Stadt in der Stadt zu betreten. Hier ist alles streng privat, und die uniformierten Sicherheitskräfte, die das ganze Viertel mit Videokameras überwachen und ständig über Walkie-Talkies miteinander quatschen, würden den Eindringling sofort einer Leibesvisitation unterziehen.

Fast 50 Millionen Amerikaner, hauptsächlich weisser Hautfarbe und konservativer Gesinnung, leben bereits in solchen geschlossenen Wohnwelten, in denen drakonische Vorschriften herrschen: Die Strassen sind privat, die Schulen sind privat, die Polizei ist privat, die Kanalisation ist auch privat.

Und während in Washington vor allem die Republikaner alle Reglementierungen abschaffen wollen, die der Freiheit des Individuums hinderlich sein könnten, wuchert in diesen Enklaven, die den öffentlichen Raum aushöhlen, ein Dschungel von Vorschriften über alles und jedes: die Farbe der Hauswände, die Schnitthöhe des Rasens, das Verbot von Fahnenstangen und Wäscheleinen, die Bepflanzung der Vorgärten.

Solche künstlichen communities finden sich allmählich überall in den Vereinigten Staaten, im Umland von Seattle und Los Angeles wie in den Vororten von Dallas, Phoenix, Washington und Miami. Sie werden von Eigentümergemeinschaften verwaltet, die de facto auf ihrem Gebiet Regierungsgewalt ausüben und Steuern erheben, mit denen die Sicherheitsvorkehrungen und Grünanlagen finanziert werden. Besonders zahlreich sind diese Gemeinden bislang in Kalifornien und Florida, aber selbst Minnesota – der einzige Staat, der 1984 nicht für den wiedergewählten Präsidenten Reagan stimmte – hat mittlerweile seine Festungsstadt. Ein deutliches Zeichen dafür, dass sich in den USA eine Apartheid der Wohnverteilung ausbreitet.

Waterford Crest hat das Versprechen seiner Marketingkampagne eingelöst: «Eine perfektere Welt.» Die Privatstadt liegt in der reichen Region des Orange County, einer Hochburg der republikanischen Rechten und Wiege des Reaganismus. Sie ist eine der siebzehn privaten Kommunen von Dove Canyon – Refugium in einer Region, in der die Angst vor dem Verbrechen hysterische Ausmasse angenommen hat. Ein Drittel aller Wohnkomplexe, die in den letzten fünf Jahren in Südkalifornien gebaut wurden, sind eingezäunt und werden privat verwaltet. Nach Bruce Sternberg, einem Mitglied des US-amerikanischen Architektenverbands, «ist die Militarisierung des Raumes nirgends so weit fortgeschritten wie in Los Angeles und Umgebung. Das ist eine der entscheidenden Entwicklungen der letzten Zeit.»

Viele Stadtplaner verweisen auf die negativen sozialen Folgen dieser Privatisierung des städtischen Umfeldes in einer Zeit, da die Staaten und Gemeinden kaum noch die Unterhaltskosten für öffentliche Anlagen und Gebäude aufbringen können. Die neu entstehenden Enklaven trennen Besitzende von Besitzlosen und verschärfen so die Balkanisierung eines Landes, das ohnehin unter ethnischer und sozialer Zerrissenheit leidet. Mike Davis, Autor eines klassischen Werks über die urbane Umstrukturierung und die Festungsbezirke, fürchtet überdies, dass «die Demokratie des öffentlichen Raums zerstört wird: So fängt es an, und in absehbarer Zeit hört die Stadt auf, als Stadt zu existieren.» An der Verfassung vorbei, die jede Form von Diskriminierung verbietet, fördern die privaten communities die Entstehung ethnisch und sozial homogener Wohnbezirke. Die bestehenden und in Planung befindlichen «Zaunstädte» führen zu ständigen Konflikten zwischen öffentlichen und privaten Stadtbezirken, oft auch zu kostspieligen Prozessen, in denen die Legalität dieser Entwicklung angefochten wird.

Die meisten Eigentümer sind unter fünfzig und im Allgemeinen mittlere oder höhere Angestellte, die über 60 000 Dollar pro Jahr verdienen. Oft geben die Kaufinteressenten zu, dass sie durch die Werbekampagne von Waterford Crest («Eine perfektere Welt») angelockt wurden, in der die komfortable Ausstattung, die Sicherheitspatrouillen und die ländliche Umgebung angepriesen werden.

Darlene Mathey, eine knapp sechzigjährige Hausfrau, lebt seit mehr als dreissig Jahren in Anaheim, bekannt durch das dort gelegene Disneyland. Sie hat sich Waterford Crest angesehen: Sie und ihr Mann wollen Anaheim verlassen, das sich für ihren Geschmack zu sehr verändert hat, seit in den letzten zehn Jahren zahlreiche lateinamerikanische Einwanderer zugezogen sind, die jetzt das Stadtbild prägen. Auch die Kriminalitätsrate ist gestiegen, und die Zahl der Gangs hat sich vervielfacht.

Jeremy Toller, Leiter einer Bank, lebt seit einem Jahr in Waterford Crest. Auch wenn er jetzt mehr Zeit auf den verstopften Autobahnen zubringen muss, um zur Arbeit zu kommen, bedauert er keineswegs, dass er umgezogen ist. Der Blick auf die Berge, die ruhigen Strassen und das Gefühl der Sicherheit entschädigen ihn für die längere Fahrtzeit: «Hier können meine Kinder aufwachsen,

«Die Preise dort sind sehr viel höher, und das liegt vor allem an den Zäunen.»

ohne dass ich mir über Verbrechen oder Drogen den Kopf zerbrechen müsste.» Insgesamt leben fast 2000 Menschen in den 1350 Wohneinheiten von Waterford Crest.

Dove Canyon wird von einer Eigentümergemeinschaft verwaltet. Sie achtet darauf, dass die Vorschriften eingehalten werden, die zum Beispiel verlangen, dass man sich mit den zuständigen Architekten abspricht, ehe man sein Haus neu streicht oder neue Bäume im Garten pflanzt. In Waterford Crest zahlt jeder Eigentümer monatlich 149 Dollar, um die Gemeinschaftseinrichtungen in Schuss zu halten. Die Wahl des Verwaltungsrats kommt so zustande: Jede der siebzehn Kommunen von Dove Canyon wählt einen Delegierten, und diese wählen ihrerseits, für die Dauer von zwei Jahren, die fünf Mitglieder des Rats. Und nicht selten klagen die Bewohner dieser Enklaven darüber, dass sie noch Steuern an einen Staat oder ein County entrichten müssen, deren Probleme – und Ausgaben – sie nichts mehr angehen.

Einige private Kommunen haben den Kontakt zu den öffentlichen Behörden völlig abgebrochen und sich für unabhängig erklärt. Das gilt etwa für Canyon Lake, das in der Nähe von Palm Springs in Südkalifornien liegt. Mit seinen 13 000 Einwohnern ist Canyon Lake eine der grössten Privatstädte des Landes. Nur die Bewohner und ihre Gäste haben hier Zugang zu den Strassen, zum Park und zum See.

Ein Rechtsstreit spaltet die Einwohner der reichen Gemeinde Laguna Nigel an der kalifornischen Küste in zwei Lager. 250 Besitzer von Hügelgrundstücken wollen ihr Viertel einzäunen und Streifenposten einstellen. Sie weisen darauf hin, dass der Wert ihrer Häuser (zwischen 350 000 und 555 000 Dollar) mit der Einrichtung dieses Schutzsystems merklich steigen würde. So argumentiert jedenfalls Gary Moorhead, Anwalt und Mitglied ihrer Interessenvereinigung: «Auf dem Immobilienmarkt müssen sie mit geschützten Vierteln konkurrieren, die ganz in der Nähe liegen; die Preise dort sind sehr viel höher, und das liegt vor allem an den Zäunen.»

*Robert Lopez ist Journalist bei der Los Angeles Times. Der hier gekürzte Text erschien erstmals in deutscher Fassung in der deutschen Ausgabe des «Le Monde Diplomatique», einer monatlichen Beilage der Schweizer «WochenZeitung».



Friede den Palästen

Text: Bartholomäus Grill*

Fotos: Henner Frankenfeld

Willkommen! Treten Sie ein! Werden Sie Teil einer Gemeinschaft von Menschen, die wie Sie das Landleben in einer sicheren, natürlichen Umwelt vorziehen, die mit dem Ruf des Kiebitzes einschlummern und mit dem leisen Gemurmel des Jukskeiflusses aufwachen wollen.»

Das Arkadien, angepriesen auf Hochglanzbögen, heißt Dainfern. Es liegt im Nordosten Johannesburgs, 25 Kilometer entfernt vom grauen, unwirtlichen Zentrum der Metropole Südafrikas: 300 Hektaren gross, von 60 Wächtern und 56 Kameras rund um die Uhr observiert, umfriedet von einem 7,5 Kilometer langen Zingel aus Stahlpalisaden und Mauern, auf deren Kronen acht Stromleitungen knistern. Ein Schutzwall auf freier Flur, anheimelnd wie die deutsch-deutsche Zonengrenze. Er trennt Afrika und Europa.

Diesseits der Mauer dürner Busch, grasende Höckerrinder. Jenseits eine sanfte Talmulde, Silberweiden, Eichen, Blumenrabatten. Sardinische Villen, Landhäuser im Tudorstil, Fachwerk, Pastelltöne. Sherwood, Hampstead, Highgate, Viertel mit englischen Namen. Die Strassen und Trottoirs picobello. Ein Städtchen, so adrett, wohlgeordnet und keimfrei wie auf der Modelleisenbahn.

«Ist das nicht wie in Disneyland?», schwärmt B. «Hier fühlen wir uns sicher. Stellen Sie sich vor, unsere Kinder können sogar im Dunkeln mit dem Fahrrad ihre Freunde besuchen. Nachts müssen

wir nicht mal die Haustür zusperren.» Infrastruktur, soziales Klima, Lebensqualität, «alles erstklassig.» Und exklusiv: Die Aufnahmegerühr für das College beträgt 43 000 Rand, knapp 14 000 Mark.

**«Ist das nicht wie in Disneyland?», schwärmt B.
«Hier fühlen wir uns sicher.»**

«Es ist wie eine Therapie hier», sagt B. «Unsere Angst geht langsam weg.»

«Dainfern ist irgendwie unreal, künstlich», sagt Wayne B. «Wir spüren das immer, wenn wir hinausfahren.» Hinaus in die Welt jenseits der Mauern, wo die Höckerrinder grasen, wo dicke schwarze Frauen Bündel auf dem Kopf balancieren und an den Strassenkreuzungen zwielichtige Gestalten herumlungern. Da muss man durch, um in die nächste Sicherheitszone zu gelangen, in die fünf Kilometer entfernte ShoppingMall.

«Gleich hinter Dainfern liegt eine Schwarzensiedlung, Sie wissen schon. Dort wachsen die Kriminellen nach. Die kreisen um unseren Honigtopf, wie meine Frau immer sagt.» Der erste Raubüberfall vor zwei Jahren löste in Dainfern einen kollektiven Schock aus. «Eigent-





lich brauchen wir hier ein mobiles Einsatzkommando», sagt B. und fügt lachend hinzu: «Und vielleicht noch Selbstschussanlagen und Minengürtel.» Es ist ein gezwungenes, makabres Lachen. Denn B., der viel über Sicherheit nachdenkt, weiß natürlich, dass die beste Wehrtechnik nichts gegen den inneren Feind nützt, gegen die unzufriedene Maid oder den undankbaren Gärtner. «Die stecken oft mit den Gangstern unter einer Decke. Im Grunde ist jede schwarze Arbeitskraft ein Risikofaktor.» Die Angst ist in einem anderen Gewande zurückgekehrt. Aber B. würde das nie zugeben. Die Angst vor dem anonymen Eindringling ist eine psychologische Grundfigur der Zitadellengesellschaft. Die Künstlerin Lisa Brice hat sie visualisiert: die bügelnde Hausfrau, dahinter, mit gezücktem Messer, der verummigte Angreifer. Ihr Werk ist in der Johannesburg Arts Gallery zu sehen, aber niemand schaut es an. Der Besuch des Museums ist zu gefährlich geworden. Es liegt wie ein verwaistes Eiland im verwahrlosten Joubert Park. Die Wahrscheinlichkeit, hier am helllichten Tag überfallen zu werden, ist so hoch wie nirgendwo sonst in der Stadt.

«Gleich hinter Dainfern liegt eine Schwarzensiedlung, Sie wissen schon. Dort wachsen die Kriminellen nach. Die kreisen um unseren Honigtopf, wie meine Frau immer sagt.»

Aber einem normalen weißen Bürger würde es ohnehin nicht einfallen, nach «downtown» zu fahren, in dieses schmutzige, morbide Betonherz von Johannesburg, wo kein Gesetz, keine Regel mehr gilt. Man verbringt seine Freizeit in den Nebenzentren und Suburbs an der Peripherie. Zum Beispiel in der Mauerstadt Sandton City. Gesperrte Strassenzüge, bewachte Wohncluster, Stahlgitter, Büros hinter Stacheldraht.

Die Architekten verbrämen die Gebäude gerne mit klassizistischen oder altenglischen Fassaden, um ihnen die Anmutung von Gefängnissen zu nehmen.

Das wohlhabende Südafrika lebt im Ausnahmezustand. Infrarotsensoren, Kampfhunde, Kameras, bewaffnete Sicherheitsdienste und der Revolver auf dem Nachtkästchen gehören zum Wehrarsenal. Hausfrauen führen Karteien mit Fingerabdrücken, um Handwerker und Hausangestellte im Ernstfall zu überführen. Ein verrückter Tüftler hat zur Abwehr von Autoentführern ein Fahrzeug mit Flammenwerfer gebaut.

Die höchste Mordrate, die meisten Vergewaltigungen, ein Spitzensplatz bei Raubüberfällen – statistisch gesehen zählt Johannesburg zu den kriminellsten Orten der Welt. «It's jungle out there», sagt ein Hausbesitzer. Ein Dschungel da draussen, bewohnt von Bestien. Viele Weisse reagieren so hysterisch wie er. Dass die Mehr-



zahl der Opfer schwarz ist und in den Townships lebt, nehmen sie nicht zur Kenntnis. Das Zitadellenbewusstsein kreist in der Wahnvorstellung einer immer währenden, allgegenwärtigen Gefahr. Allein im östlichen Verwaltungsbezirk von Johannesburg wurden in ungefähr zweihundert Vierteln sämtliche Zufahrten durch Schranken und Stahlzäune gesetzeswidrig abgeriegelt. Innerhalb der Sperrzonen gehen Bürgerpatrouillen auf Streife. Im Januar wurde die Verbarrikadierung ganzer Stadtteile legalisiert. Die wachsende Kriminalität sei oft nur ein Vorwand für den Rückzug ins selbst gewählte Getto, sagen Soziologen. In Wahrheit gehe es darum, eine Grenze zwischen sich und der Dritten Welt zu ziehen. Man hat Angst vor Anarchie, Gewalt, Verfall. Am Kap gibt es dafür ein Wort: Afrikanisierung.

Die feinen Bürger von Sandton, der Schwestergemeinde von Alexandra, weigern sich beharrlich, höhere Steuern und Abgaben zu zahlen, mit denen die Slums saniert werden sollen. Denn dort fehlt es nach vierzig Jahren Apartheid an allem, was zu einer menschenwürdigen Infrastruktur gehört: Stromnetz, Wasseranschlüsse, Kanalisation, Ambulanzen. Die Begründung, warum die Mehrzahl der Privilegierten nicht teilen will, kann man im Anzeigebandt «Sandton Chronicle» studieren. Korruption in der Stadtverwaltung. Gehälter der Ratsherren explodieren. Raffgierige Politiker, Bestechlichkeit, Schlamgerei. Zwischen den Zeilen die Frage: Warum eigentlich noch Steuern zahlen?

George Hazeldon denkt noch radikaler. Der Spekulant plant in der Kap-Provinz ein voll integriertes Stadtfort mit Malls, Kliniken,

Krematorium, Polizeitruppe und Leichtindustrie. Niemand mehr soll die Wehrsiedlung verlassen müssen. Hazeldon will sie Heritage Park nennen, Heimatpark. Darin werde «eine Gemeinde ohne Sorgen leben. Aber verstehen Sie mich nicht falsch. Dies ist nicht Stalag 15.» Das Vorbild sei vielmehr Mont-Saint-Michel – die mittelalterliche Klosterzitadelle in der Bretagne.

«Diese Gemeinde würde sich vom Rest der Gesellschaft vollkommen isolieren», sagt der Stadtrat Heinrich Magermann. «Im neuen Südafrika wollen wir eine solche Segregation nicht mehr. Aber leider, diese Leute zeigen keine Loyalität.»

Diese Leute, die mit dem Ruf des Kiebitzes einschlummern und vom Murmeln eines Baches geweckt werden. Die von «us» und «they» sprechen, von «uns», den Zivilisierten, und «ihnen», den Barbaren. Aber wenn sie ihre Zitadellen verlassen, ahnen sie, dass irgend etwas nicht stimmt. Und nachts mag sie manchmal jenes Unbehagen beschleichen, das der Industrielle Anton Rupert einmal so formuliert hat: «Wenn dein Nachbar hungert, kannst du nicht ruhig schlafen.» [extra]

*Bartholomäus Grill ist Korrespondent der deutschen Wochenzeitung «Die Zeit» in Johannesburg. Der hier gekürzte Text erschien in der «Zeit» und der «Weltwoche».